

Übrigens...

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **83 (1996)**

Heft 4: **Zur Funktion der Form = La fonction de la forme = On the function of form**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Deckel zu! ▼▶

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass angesichts leerstehender Industriearale und überschwappenden Wohnungsangebots in Zürich die Arbeiten für eine Überbauung in Angriff genommen werden, die auf schwierigem und damit kostspieligem Baugrund die stattliche Anzahl von rund 150 Wohnungen vorsieht.

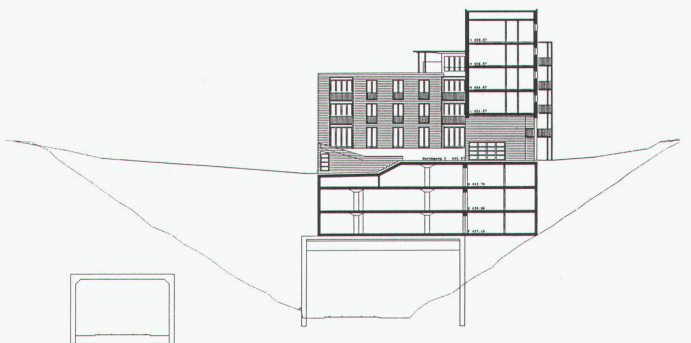
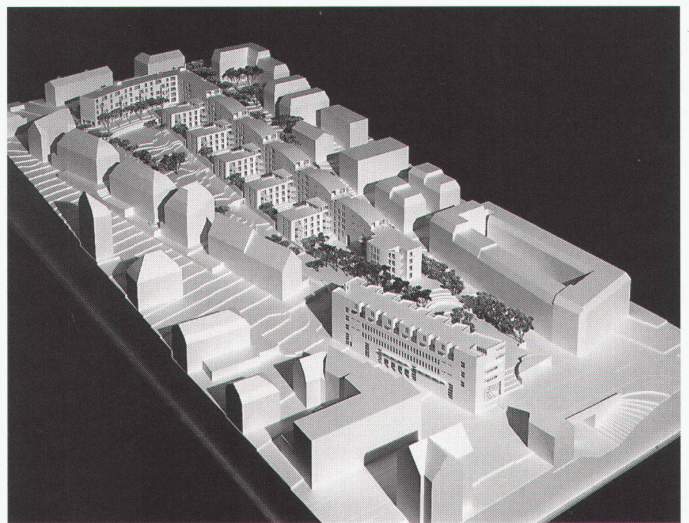
Das Projekt für die Überdeckung – oder genauer gesagt: Zuschüttung – des Bahneinschnitts in Wipkingen stammt aus der Zeit hektischer Verwertungspolitik öffentlicher Areale Ende der 80er Jahre (eingeladener Wettbewerb 1986) und soll nun, zumal die Vorinvestitionen bereits beträchtliche Summen verschlungen haben, bis Ende des Jahrzehnts in mehreren Etappen realisiert werden.

Sicherlich wäre es verfrüht, die geplante Überbauung zum jetzigen Zeitpunkt unter architektonischen und wohnungstypologischen Gesichtspunkten zu kommentieren. Der städtebauliche Ansatz hingegen fordert zu einer kritischen Bemerkung geradezu heraus. Immerhin gehört die Wipkinger Bahnschneise zu den generierenden Elementen der sie umgebenden Quartiere, wie überhaupt Bahnanlagen im innerstädtischen Bereich die räumliche und infrastrukturelle Gliederung der modernen Stadt in einigen wesentlichen Punkten erst verständlich machen. Man darf sich deshalb fragen, ob die Charakteristik einer durch den Bahneinschnitt geschaffenen

stadträumlichen Situation nicht ihre Entsprechung im strukturellen und räumlichen Konzept der Überbauung finden sollte. Soweit man dies jedoch dem Projekt entnehmen kann, hat das oben Sichtbare (Gebäude, Parkanlage) mit den Verhältnissen unter Tag (Tunnelkörper, mehrgeschossige Tiefgarage), ausser einigen ingenieurtechnischen Abstimmungen, wenig zu tun.

Selbstverständlich ginge es alternativ nicht um konstruktive Aufrichtigkeit oder historische Transparenz. Vielmehr ist zu bedauern, dass der bevorstehende Eingriff eine Fülle von spannenden Entwurfsansätzen – die Fragilität und das Setzungsverhalten des Untergrunds, die spezifische Eigenheit eines bis anhin stadträumlichen Vakuums, einschliesslich der verschiedenen morphologischen Bruchkanten, die Frage nach dem Verhältnis einer Grosswohnanlage zur städtischen Infrastruktur usw. – herunterspielt zugunsten einer Disposition, wie man sie im angewandten Stadtbaualtag beinahe überall finden kann.

C.L.



Überbauung Bahneinschnitt Nordbrücke in Zürich-Wipkingen, Bauprojekt 1992; Architekten: Christoph Munzinger (Projektleitung), Max Baumann und Georges J. Frey, Zürich

Schmiergeldusanzen

Der grösste Baukonzern der Welt verbucht einen Milliardenverlust.

Der französische Baukonzern Bouygues, dem auch Losinger in Bern und der grösste französische Fernsehsender gehören, realisiert auf fünf Kontinenten vorzugsweise Flughäfen, Kongresszentren, Autobahnen und Kathedralen. Anstelle des üblichen hohen Jahresgewinns hatte Bouygues 1995 einen Verlust von 4 Milliarden Francs zu

verbuchen. Über drei Viertel davon (3,2 Mrd. Francs oder knapp 1 Mrd. Franken) entfallen allerdings auf Abschreibungen im Immobiliensektor. Börsenfachleuten zufolge dient dieser Betrag in Wahrheit auch der Absicherung anderer Sparten.

Im Hoch- und Tiefbau führte die verschärfte Konkurrenz zu tieferen Margen, obschon Bouygues alles tut, um dies zu verhindern: Über 20 leitende Angestellte sind heute wegen verschiedener Bestechungs-

affären angeklagt, seit ein paar Wochen auch der Firmenpräsident Martin Bouygues.

Suspekt ist eine Überweisung von 2,3 Mio. Francs auf das Schweizer Konto des berühmten Geschäftsmannes Botton, dessen Gerichtsfall unter anderem zum Sturz des Lyoner Bürgermeisters Noir geführt hat. Interessant auch zu wissen, dass Patrick Poirve d'Arvor, Starmoderator des Fernsehsenders TF1 (der 1987 bei seiner Privatisierung überraschend an Bouygues

ging) ebenfalls in die Botton-Affäre verwickelt ist.

Im Februar berichtete ein ehemaliger Konzernberater in der Pariser Presse über Bouygues Schmiergeldusanzen, die ihm die staatlichen Bauaufträge für La Grande Arche in der Défense, die Nationalbibliothek und das neue Stadion für die Fussball-WM 1998 verschafft hatten.

Übrigens: Die Kaderleute von Bouygues sollen am Firmensitz auch auf richterliche Verhöre hin trainiert werden.

Den Architekten rekonstruieren

In der Nacht vom 30. Januar ist eines der berühmtesten Opernhäuser der Welt abgebrannt: das Teatro La Fenice in Venedig. Soll man es wieder aufbauen?

In der Stadt des Wassers gab es nicht genug Wasser, um die Flammen zu löschen, die das unvergleichliche Opernhaus zerstörten, das 1836 auf den verkohlten Überresten seines ebenfalls in Rauch aufgegangenen klassizistischen Vorgängers von 1792 erbaut worden war.

Neben der Kritik, die in Italien durch solche Katastrophen ausgelöst wird, einer Kritik am Schutz und der Erhaltung der reichen Kunstschatze des Landes und der verworrenen Bürokratie, die dies regeln sollte, neben dem Problem der Verantwortlichkeit für den Brand (wichtige Restaurationsarbeiten waren im Gange), beschäftigt man sich vor allem mit einer Frage: Was ist jetzt zu tun?

Von der alten Oper sind lediglich ein paar Grundmauern übriggeblieben. Einen Tag nach dem Unglück forderte der Philosoph Massimo Cacciari, Bürgermeister von Venedig: «Das Fenice muss wieder aufgebaut werden, wie es war und wo es war.» Mit all den Gewölben, den Verzierungen, dem Stuck und dem Kitsch, die diesen Bau ausmachten.

Die Diskussion verlegt sich also auf die Rekonstruktion. Der Schriftsteller Alberto Arbasino schreibt in der *Repubblica*: «Jetzt ist es natürlich naheliegender zu fordern, dass der eingäscherte Stolz Venedigs und der Nation so schnell wie möglich wieder instand gesetzt wird... Man kann sich leicht ausmalen, was für ein Streit entflammt wäre, wenn sie die Oper von Rom angezündet hätten und es darum gegangen wäre, jene Decken und Dekorationen von geringem, ja sogar zweifelhaftem künstlerischem Wert zu rekonstruieren. Aber wäre denn das Duplikat einer «Geschmacklosigkeit» eine Fälschung, postmodern, eine technisch-industrielle Reproduktion oder eine serielle Wiederholung? Auch die Oper von Dresden wurde nach der Bombardierung tel quel wieder aufgebaut, obwohl die Ausstattung dieses so illustren Tempels von schlechtestem Geschmack diktiert war. Das Fenice jedoch war von grosser Erlesenheit, seine Aura, seine Magie, seine Patina sind unwiederholbar – wie eine

Skulptur, ein Gemälde oder ein Stilmöbel. Was macht man, wenn ein Tiepolo verbrennt oder der Turm von Pisa einstürzt?»

Die Frage ist eine ausgesprochen architektonische: Ist es richtig, einen Bau zu rekonstruieren? Oder baut man besser ein neues Opernhaus, das der Architektur und Kultur von heute entspricht?

«Auch in Barcelona,» sagt Gae Aulenti dazu, «wo vor zwei Jahren das historische Theater Lyceu abgebrannt ist, beschlossen der Bürgermeister und die Intellektuellen der Stadt den sofortigen Wiederaufbau des Saals und der Fassaden, während die Bühnentechnik modernen Anforderungen angepasst wurde. Ich finde, man sollte beim Fenice gleich vorgehen.»

Kunstliebende Privatwirtschaft ▼

In Wien hat ein Kunstverein mit privatwirtschaftlichem Hintergrund in einer ehemaligen Hutfabrik ein neues Ausstellungshaus eröffnet.

Die Gesellschaften einer Versicherungsgesellschaft haben Ende 1988 die EA-Generali-Foundation in Form eines gemeinnützigen Vereins gegründet. Dieser baut seither eine Sammlung zeitgenössischer Kunst mit dem Schwerpunkt österreichische Skulptur auf und verleiht alle zwei Jahre einen Skulpturenpreis.

Das im März eröffnete Ausstellungshaus der Stiftung wurde im Areal der ehemaligen Hutfabrik Habig im Zentrum Wiens, in der Nähe von Kunsthalle und Wiener

Auch Gregotti ist skeptisch, was die Fähigkeiten der heutigen Architekten angeht: «Das Opernhaus soll rekonstruiert werden, weil die Erinnerung an die Geschichte wichtig ist. Es ist schön, wenn unsere Kinder dasselbe Theater besuchen wie damals unsere Grosseltern! Zudem müsste man für ein neues Projekt einen internationalen Wettbewerb ausschreiben. Dies scheint mir riskant. Wir können uns heute nicht zutrauen, ein Werk von so hoher Qualität zu schaffen. In den 50er Jahren hat Sir Leslie Martin die schöne Festival Hall in London gebaut. Die Berliner Philharmonie ist interessant, aber die Opéra de la Bastille in Paris ist schrecklich, und das Carlo Felice in Genua ist ebenfalls nicht geglückt.»

Mario Botta ist weniger pessimistisch. In einem Interview im *Corriere del Ticino* sagt er: «Es wäre eine Fälschung, auch historisch gesehen, die vorgibt, es sei nichts passiert. Der Brand des Fenice ist eine

geschichtliche Tatsache, die nicht ungeschehen gemacht werden kann. Die historische Stratifikation der Innenstadt von Venedig gäbe auch Aufschluss über dieses Ereignis. Einen Bau zu erneuern ist keine bünenbildnerische Aufgabe, die Kulissenbauer von Hollywood und Cinecittà sind hier nicht gefragt... Ich hätte keine Angst, mit neuen Ideen aufzuwarten: mit Mass und Anstand, aber auch mit Mut. Ist unsere Gesellschaft, unsere Kultur denn so erbärmlich, dass sie der Vergangenheit nichts mehr hinzuzufügen hat?»

Wieder in der *Repubblica* erscheint zwei Tage später eine Karikatur. Auf der Federzeichnung erkennt man den bärtigen Bürgermeister von Venedig, der zwei Sätze sagt, den bereits zitierten: «Das Fenice muss wieder aufgebaut werden, wie und wo es war», und den folgenden: «Aber zuerst muss man den Architekten rekonstruieren, wie er war und wo er war.»

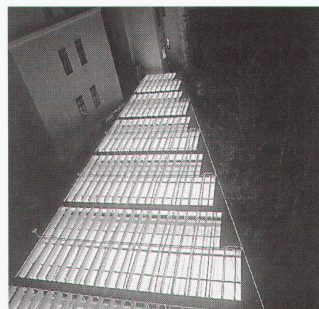
Paolo Fumagalli

ren konstruktiven Element. Sämtliche neuen, statisch erforderlichen Teile sind in Beton ausgeführt. Die Belichtung erfolgt über die einzige neue Fassade, das Glasdach. Die direkte Sonneneinstrahlung wird durch bewegliche Lamellen verhindert, das Licht durch grossflächig gespannte Membranen gestreut.

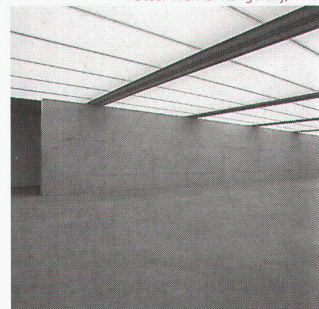
Secession, von den Architekten Christian Jabornegg und András Pálffy (mit Georg Schönfeld) errichtet. Es umfasst ca. 800 m² Ausstellungsfläche auf einer Ebene, einen öffentlich zugänglichen Studienraum (Datenbank, Bibliothek, Archiv) im ersten Obergeschoss sowie Lageräume für die Sammlung im zweiten Untergeschoss und ist in eine bestehende Hinterhofbebauung eingefügt.

Der wesentliche Eingriff in die Bausubstanz besteht in einem linea-

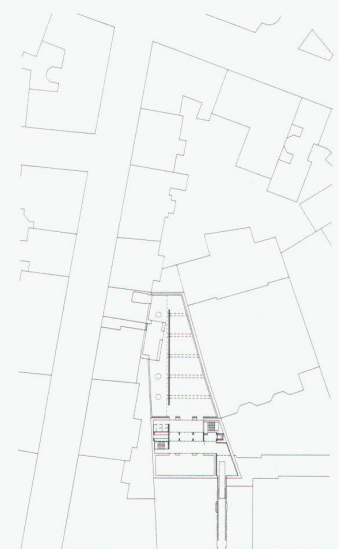
Fotos: Werner Kaligofsky, Wien

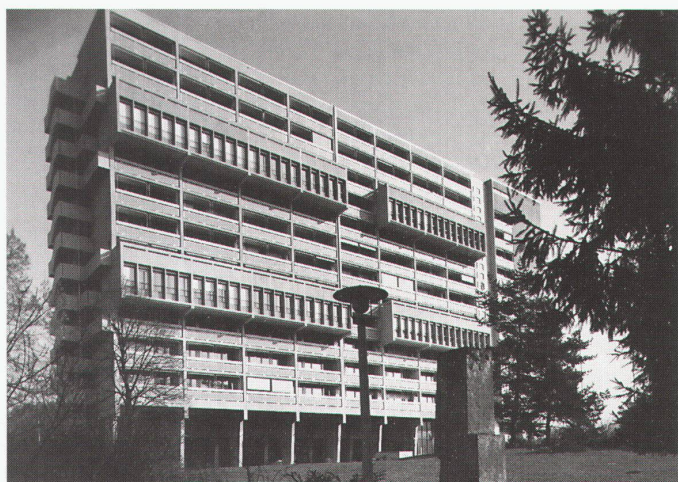


Grosse Halle bei Nacht, Aufsicht Dach



Grosse Halle, Innenansicht





Die Sechziger sanieren ▲

In Unteraffoltern wurden Ende der sechziger Jahre als Teil einer Grossüberbauung aufgrund der «Wohnbauaktion 1966 für soziale Wohnungen zu preisgünstigen Mietzinsen» zwei baugeschichtlich bedeutungsvolle 14geschossige Wohnblöcke erstellt. Sie werden zurzeit sorgfältig saniert.

Die rund 40 m hohen und 63 m langen Scheibenhochhäuser wurden 1967–1970 vom Architekten Georges-Pierre Dubois, zusammen mit den Bauingenieuren Stucki & Hofacker, geplant und gerüstlos im Allbetonverfahren ausgeführt. Dabei verwendete man eine kostengünstige Kombination von Ortbeton und vorfabrizierten Schwerbetonelementen.

Den weitaus grössten Teil der Aussenhülle bilden die durch Balkone geschützten, zimmergrossen Fensterelemente. Das gewählte Bauprogramm ermöglichte eine für Hochhäuser dieser Grösse kurze Bauzeit. Die ab März 1969 etappenweise bezugsbereiten Wohnblöcke mit offenen Pfeilerhallen im Erdgeschoss erhielten die «Auszeichnung für gute Bauten» der Stadt Zürich. Sie sind Le Corbusiers *unite d'habitation* nachempfunden, weisen aber ein eigenständiges, damals neuartiges Konzept der Wohnungsanordnung mit entsprechender Ausbildung von speziellen Wohnungstypen auf. Die 12 halbgeschossig versetzten Etagen umfassen 264 1–4-Zimmer-Wohnungen. Vorherrschend sind die 164 charakteristischen, durchgehenden 3-Zimmer-Maisonettes. Die Wohnflächen entsprechen den damals geltenden Vorschriften des sozialen Wohnungsbaus. Der Zugang zu den Wohnungen erfolgt aus 5 internen Erschliessungsgängen (je einer pro

2½ Geschosse) oder direkt aus dem Treppenhaus (Kopfteil Südseite).

Seit einigen Jahren traten Schäden in Form von Rissen und abplatzenden Betonstücken über korrodierenden Armierungsstäben auf. Die Flachdächer waren undicht und ebenso erneuerungsbedürftig wie die schadhafte Holzfenster, Eingangstüren und Sonnenstoren. Die innere Gebäudesubstanz ist intakt.

1991 liess das Hochbauinspektorat der Stadt Zürich die Bauten umfassend auf ihren Zustand analysieren und die Renovationsmöglichkeiten prüfen. Es wurde festgestellt, dass praktisch die gesamte Armierung weniger als 30 mm tief (gemäss heutiger Norm) in den Beton eingebettet ist.

Als Vorbereitung zur Renovation wurden verschiedene Varianten aufgezeigt und deren Kosten ermittelt. Als wirtschaftlichste und ökologisch sinnvollste Lösung erwies sich die Variante «Renovation auf mindestens 50 Jahre». Eine wesentliche Rolle bei der Beurteilung spielte die Frage der Fassadengerüste, die wegen der «Erkergeschosse» einen grossen Aufwand verursachen.

Mit der gewählten Variante bleiben die Sichtbetonfassaden als solche erhalten. Die korrodierenden Stahlstäbe wurden freigelegt, der Beton von losen Teilen befreit und die schwer zugänglichen und

stark beanspruchten Bauteile mit Spritzbeton überdeckt. Gut zugängliche Bauteile wie Balkonböden usw. erhielten eine Beschichtung.

Durch die neuen Fenster mit Elementen in Holzmetall und modernsten Verglasungen konnte eine Verbesserung des Wärmehaushaltes von etwa 35% erreicht werden. Gesamthaft beträgt die Reduktion der Energiekennzahl E-Total über 200 MJ/m² a. und liegt nun bei rund 450 MJ/m² a. Diese Zahlen zeigen, dass die Wohnblöcke dank ihrer Kompaktheit sowie der passiven Sonnenenergienutzung über die grossen Glasflächen bisher schon einen unterdurchschnittlichen Heizenergieverbrauch aufgewiesen haben.

Anfang 1995 wurde mit der Aussenrenovation unter der Gesamtleitung von Architekt M. Eschenmoser und der Mitwirkung des Ingenieurbüros Stucki & Hofacker sowie des Materialtechnologen Dr. R. Wolfseher begonnen. Die Aussenrenovation von Block A (Fronwaldstrasse) ist beendet, jene von Block B (Im Isengrind) wird in etwa einem Jahr abgeschlossen sein.

Ergänzend kommen folgende Verbesserungen zur Ausführung: behindertengerechte Zugänge mit Verschönerung und Vergrösserung der Eingangshallen, Auffrischen und Neugestalten der Erschliessungsgänge. Ferner ist im Sockelgeschoss von Block A der Einbau eines Gemeinschaftsraumes vorgesehen.

Die charaktervolle Architektur wird mit dieser Aussenrenovation respektiert und erfährt keine Einbusse.

Hochbauinspektorat
der Stadt Zürich

Bill an der Triennale

An der XIX. Triennale in Mailand, die noch bis 10. Mai dauert, steht der Künstler Max Bill im Mittelpunkt des Schweizer Beitrags. Das internationale Forum für Design und Architektur steht diesmal unter dem Motto *Identity and Difference*.

Die von Stanislaus von Moos und Karin Gimmi konzipierte Ausstellung im Schweizer Pavillon stellt Bills Schaffen Arbeiten von Schweizer Architekten wie Herzog/de Meuron, Diener + Diener, Gigon/Guyer gegenüber. Die Auswahl wurde vom Bundesamt für Kultur getroffen.

Buchbesprechung ▼

Jakob Zweifel – Architekt
Schweizer Moderne der zweiten Generation.
Verlag Lars Müller, 1996

Über die Darstellung einzelner Werke oder Werkgruppen hinaus haben Architekten gegen Ende ihrer aktiven Tätigkeit seit jeher versucht, ihr Lebenswerk zusammenfassend darzustellen, sich selber, ihren Freunden und Bauherrschaften einen Überblick zu verschaffen über ihre Bauten und Projekte, über Entwicklungen und Überlegungen. Solche Rückblicke sind meistens konzipiert als bescheidene Broschüren, herausgegeben in kleiner Auflage in Xerox- oder Offset-Technik. Das Werk von und über Jakob Zweifel hat in seiner Aufmachung als prächtiger, grosszügig konzipierter und farbig illustrierter Leinenband andere Ansprüche und geht auch inhaltlich über einen Rückblick hinaus.

Nach einer Einführung von Jürgen Joedicke, einem der Chronisten der Architektur seit den 50er Jahren, folgt ein aufschlussreicher Essay zu «Zusammengehörigkeit – Wettbewerb – Verschiedenartigkeit» von Martin Schlappner, dem langjährigen Architekturkritiker der «Neuen Zürcher Zeitung». Er wirft darin einen Blick auf die (erweiterte) Zürcher Architekturszene der Zeit, deren wichtigste Exponenten er mit je einem Leitwerk vorstellt: einer Reihe von hervorragenden Bauten der «zweiten Generation der Schweizer Moderne», die dem Vergleich mit den Realisierungen Zweifels durchaus standhalten und weit über die Schweiz hinaus prägend wurden. Schlappner amtiert im Buch zudem als Biograph, beschreibt die «Prägungen – Menschen und Orte», die für Jakob Zweifel wichtig waren, in sachlich fundierter, feinfühligem,

Foto: Leonardo Bezzola



Sektor «Feld und Wald» EXPO '64. Blick auf das Zentrum mit der «Place de Granit» von Bernard Schorderet.

Übrigens...

bisweilen auch kritischer Art. Der Text bietet über die Lebens- und Arbeitsumstände Zweifels, über die für ihn wichtigen gesellschaftlichen Bindungen hinaus, allgemeine Einblicke in die Hintergründe des architektonischen Schaffens und den Zeitgeist der letzten Jahrzehnte. Die beiden Beiträge Schlappners sind eine Fundgrube.

Selbstverständlich ist das Hauptgewicht des Bandes auf die Werke Jakob Zweifels und seines Büros gelegt. Ein ausführliches *Werkverzeichnis* gibt einen Überblick über die vielfältigen Aufgaben, die im Verlauf eines knappen halben Jahrhunderts bearbeitet wurden. Die *Hauptwerke* werden in einem gesonderten Teil ausführlich dokumentiert und in persönlichen Texten des Architekten erläutert. Die wohl eindrücklichsten Beispiele von Zweifels Schaffen sind die beiden Erstlinge, die Schwesternhäuser in

Glarus (1950–1953) und Zürich (1952–1959), seine luftgleichten Bauten für den Sektor «Feld und Wald» an der Expo '64 in Lausanne, das Centre de Recherches Agricoles in St-Aubin (1965–1969) und die Neubauten für die Ecole Polytechnique Fédérale (erste Etappe 1970–1982) in Lausanne.

Beim Studium des Buchs fallen zwei Eigenheiten Zweifels besonders auf. Zunächst ist seine intensive *Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnern und Mitarbeitern* zu nennen. Namen wie Willi Marti, Heinrich Strickler, später Willi Christen, Uli Huber und Robert Bamert, in den letzten Jahren Hans Ulrich Glauser, tauchen (unter vielen andern) stets wieder auf. Dadurch werden die nicht zu übersehenden Qualitätsunterschiede zwischen den Bauten erklärbar; allerdings wird nicht immer klar, welchen (zum Teil offenbar entscheidenden) Anteil die Partner an

der Lösung der gestellten Aufgaben hatten. Ungewöhnlich ist nun aber die Fähigkeit Zweifels, grössere, häufig disperse Gruppen von Beteiligten aller Sparten für die gemeinsame Aufgabe zu begeistern, sie zusammenzuhalten, zu einem Team zu kitteln. Besonders deutlich wird dies bei der Ecole Polytechnique Fédérale in Lausanne und beim Projekt für die Universität Annaba in Algerien. Zweifels geschickte Art, die in der Gruppe entwickelten Lösungen bei Bauherrschaften und Behörden beharrlich durchzusetzen, gehört mit zu seinen Erfolgsrezepten.

Ein zweites Merkmal Zweifels ist seine *Vielseitigkeit, seine Offenheit* allen Facetten seines Berufs gegenüber. Er baute nicht nur teils bahnbrechende moderne Bauten, sondern beschäftigte sich zeitlebens auch mit Fragen des Heimatschutzes, engagierte sich für die Erhaltung und Restaurierung histori-

scher Bauten und blieb dadurch stets mit seinem Heimatkanton Glarus verbunden. Er war zudem ein vehementer Verteidiger des Wettbewerbswesens in der Schweiz. Mit seinen Ortsplanungen schuf er die Voraussetzungen für moderne bauliche Entwicklungen im Respekt vor dem Baubestand und der Landschaft. Und mit seiner unablässigen Förderung von Beiträgen namhafter Künstler an seinen Bauwerken, mit seinem Mäzenatentum dem experimentellen Kleintheater gegenüber öffnete er sich verwandten Gebieten.

Die Auseinandersetzung mit dem Band lohnt sich. Er gibt einen guten Einblick in das Schaffen eines bedeutenden und vielseitigen Schweizer Architekten unserer Zeit. Er zeigt darüber hinaus die Einbindung seiner Tätigkeit im architektonischen und gesellschaftlichen Umfeld. *Bernhard Furrer*

Hang zur Unschärfe ▶

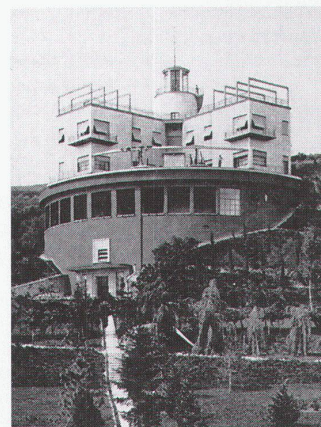
In Graz fand Ende November zum zweiten Male die Internationale Biennale Film und Architektur statt. Wieder war der Zuspruch gross. Fast vierhundert Filme waren eingereicht worden.

Wie vor zwei Jahren war die Unschärfe der Begriffe, der Hang zu unausgegorenen Erzeugnissen, der Bezug zur Architektur und zum Städtebau oft fragwürdig, die Auswahl schwer nachvollziehbar. Neu war die Abteilung «Panorama»; 14 Dokumentarfilme über Architektur wurden aus dem Wettbewerb genommen und dorthin «verbannt». Der fachlich interessierte Zuschauer wurde dadurch noch mehr zwischen parallel laufenden Vorführungen hin- und hergerissen – und die Chance, dass echte Architekturfilme das ihnen gebührende Gewicht im Hauptprogramm erhielten, verpasst.

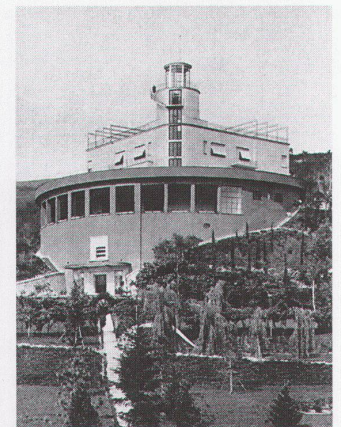
Immerhin befanden sich unter den 33 im Wettbewerb ausgewählten zwei Dokumentarfilme über Architekten und zwei über Städtebau, drei Städteporträts und drei echte Architekturfilme. Witzig und gekonnt der belgische Versuch, in einer Fiktion zwischen Spielfilm und Fernsehdokumentation einige Wahrheiten und Merkwürdigkeiten von Brüssel bildlich eindrucksvoll darzustellen (*Le dossier B.* von Wilbur Leguebe). Etwas plump und steif dagegen die luxuriöse Dokumentation (48 Min. in 35 mm) über Herzog und

de Meuron. In *27 Minuten Lügen* über den finnischen Architekten Reima Pietilä bleibt der Versuch einer Gestaltung im üblichen Fernsehstil stecken. Dasselbe in noch ärgerlicher Form gilt für *Virtualy Las Vegas*. Von den zehn experimentellen Beiträgen verdienen nur zwei Erwähnung, beide auf unbewegten Bildern beruhend, die zu rhythmischen Strukturen neu zusammengesetzt werden: der *Landmesser am Japanischen Palais* sowie *New York Long Distance* von Yann Beauvais.

Es gab aber auch zwei Meisterwerke zu sehen, beide in Schwarzweiss, beide an einen Architekturgegenstand gebunden und beide von einem persönlichen Blick geprägt. In *Premonition* geht Dominic Angerame (USA) wortlos eine stille Stadtautobahn an; mit präzisen Einstellungen und überlegtem Schnitt führt er die Zuschauer in den Hinter(un)sinn des Bauwerkes ein. *Zitadelata* nennt Vladimir Andreev den ehemaligen Sitz der bulgarischen KP, er beschreibt diese Zentrale der Macht mit allen verfügbaren Mitteln, die er sicher und verblüffend kombiniert: Kamerafahrten eröffnen die Prunkräume,



«Il Girasole – una casa vicino a Verona», Dokumentarfilm von Christoph Schaub, Marcel Meili



plötzlicher Stillstand offenbart Kleingeist, und der Ton setzt die Kritik fort, indem Andreev jene Methode, die Eisenstein in *Oktober* mit stummen Bildern versuchte, auf Ton- und Bildstreifen ausweitet, ganz im Sinne des Manifestes zum Tonfilm (1928) von Pudovkin, Alexandrow und eben Eisenstein. Aber diese beiden Filme waren von den beiden Jurys übergangen worden.

Der Grand Prix ging an *Stadt der Steppen*, Peter Brosens, Odo Haflants, Belgien, auch mehr Stimmungsbericht als Stadtbild, immerhin gut gedreht. Ärgerlicherweise erhielt auch *Homing* einen Preis.

Der Preis der internationalen

Architekturkritik ging an einen Zürcher Film: *Il Girasole – una casa vicino a Verona* von Christoph Schaub und Marcel Meili. Das ist ein ehrlicher, sauberer, behutsamer Film über ein merkwürdiges architektonisches Objekt, eine sich drehende Villa, die der Ingenieur Angelo Invernizzi Anfang der 30er Jahre erbaute.

Nicht alle diese Entscheidungen leuchten ein. Ein Mitglied der Hauptjury sieht seine Aufgabe darin, «einen guten Film, und nicht ein Architekturprojekt zu prämiieren», beklagte jedoch die Unvergleichbarkeit der Filme untereinander.

Philippé Dériaux